

Winterthur, 31. Dezember 1936.

Erscheint jeden Freitag

18. Jahrgang Nr. 53

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt“, Winterthur

Inseraten-Aannahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIII b 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Winkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIII b 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Kompariszeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

KBA 9400-34

In Amsterdam ist das Internationale Archiv für die Frauenbewegung eröffnet worden, wo man hofft, in zukünftigen Jahren immer mehr von allem Material zusammen zu bringen, das für das Studium der Frauenbewegung wichtig sein kann. W. W. F.-D.

Eva, wo bist du? *

Von Henriette Visser-Voost.

(Übersetzt aus dem Französischen von Gerth Pestalozzi.)

II.

Nun stellt sich die Frage ganz von selbst: wie soll der Christ dieses ganze Problem auffassen? Könnte man nicht eine Zusammenfassung wasagen? Durch den christlichen Glauben arbeitet Gott an einer Entwicklung für den Mann und für die Frau und wir müssen uns bemühen, ihn weder zu hindern, noch zu überreiten, durch Unbewusstheit und Gleichgültigkeit.

In einem Gespräch mit Karl Barth über dieses Thema — welcher glaubt, die paulinische Linie halten zu müssen: Gott — Christus — Mann — Weib, der Erste immer der Herr des folgenden, und welcher darin eine Ordnung sieht, gegeben durch die Tatsache der Offenbarung — sagte ich ihm, daß ich immer weniger verstehe, wie der Christ, selbst der gläubigste, diese Linie annehmen kann. Er schweig einen Augenblick, dann sagte er ernst: „Aber verstehen Sie denn nicht, daß das für uns Männer eine schwere Last bedeutet?“

Ich war wirklich tief betroffen, denn ist es nicht das erste Mal in der Kirchengeschichte, daß ein Christ, ein Mann in dieser Weise seine tragische Situation bezeugt? Aber ein wenig später dachte ich: Nein, nein, nein, das ist nicht möglich! Gott, der die Menschen kennt, so gut kennt, daß er, um sie zu retten, es als nötig erachtet hat, ihnen seinen einzigen Sohn zu opfern, wie kann er durch diesen der einen Hälfte der Menschheit eine schwere Last auferlegen, von welcher zum großen Teil das Heil der anderen Hälfte abhängen würde?

Jesus Christus hat alle unsere Lasten getragen und hat sie überwunden am Kreuz. Und Gott wird wissen, daß die großen Inquisitoren dieser Erde sich seiner Befehle bemächtigen und indem sie sie den Gesetzen dieser Welt anpassen, werden sie mit Leichtigkeit verkleinert zu einer Ordnung der männlichen Schöpfung.

Aber wenn man, wie Barth meint, diese Linie annehmen zu müssen meint, sehe ich nur eine Alternative:

Entweder handelt es sich um eine Antwortung, welche sich nicht selber erklärt, welche man ohne weiteres anzunehmen hat wie ein Mysterium im Sinn von Eph. 5.32, wo Paulus sagt: „Dieses Geheimnis ist groß. Ich spreche aber von Christus und der Gemeinde.“

Oder man gibt dieser Offenbarung einen Inhalt für das wirkliche Leben und dann befindet sich der Mann in der Tat vor einer schweren Last hinsichtlich der Frau, eine Last, die seine Haltung ihr gegenüber von Grund auf verändern muß. Er ist das Haupt der Frau, so wie Christus sein, das Mannes Haupt ist. Totale Aufopferung, absolute Selbsthingabe, tiefes Interesse für alles, was das geistige Leben der Frau betrifft, das wird dann zur Grundlage dieser Haltung. Ich stelle mir das vor wie die Beziehungen des Missionars zum Eingeborenen. Der Missionar bemüht sich, diese Welt zu durchforschen, diese fremde Sprache zu lernen. Er studiert die Natur dieses Volkes, um die ihm eigentümlichen Formen zu finden, mittels deren er ihm die Wahrheit seines Glaubens nahebringen kann. Kurz, er sucht fortwährend

Sobiel ich weiß, hat sich die Kirche weder zur einen noch zur andern Auffassung bekannt, im Gegenteil, sie ist ziemlich unbestimmt geblieben, in ihrer Interpretation einer weittragenden Offenbarung. Und als die Welt sich ihrer bemächtigte, um daraus ein menschliches Vorrecht zu machen, hat sie nichts getan, um zu protestieren, sie hat sich bemüht, die Augen zu schließen und hat so die reinste Willkür und allen denkbaren Mißbrauch unterstützt.

Sogar heute findet man wenig Christen, die sich für das Problem der Frau interessieren. Im allgemeinen verweist man es an die letzte Stelle zu Gunsten aller der sozialen, politischen und humanitären Probleme. Das ist ein Irrtum. In dem Augenblick, als der Bruch zwischen Gott und dem Menschen geschah, geschah auch jener zwischen Eva und Adam und alles Uebel mit seinen vielfachen Problemen kam nach diesem doppelten Bruch.

Ist das Problem des Mannes denkbar, nicht in Beziehung zur Arbeitslosigkeit oder zu andern Dingen, sondern als Problem an sich, als „Fragewürdigkeit“ der Frau gegenüber? Ist es das, was Gott wollte, als er die Frau schuf? Nein. Er wollte, daß sie für den Mann eine Hilfe sei, ihm gegenüber, d. h. eine Kraft und keine Fragewürdigkeit. Um wirkliche Hilfe zu bekommen, wendet man sich eher dem zu, was stark ist, als dem, was schwach ist (außer in gewissen Fällen, wo Schwäche Kraft bedeutet), zum kraftvollen gegenüberliegenden Pol, damit die zwei Pole das menschliche Wesen im Gleichgewicht halten.

Durch dieses Gleichgewicht wollte Gott dem Menschen seine Freiheit sichern, das will heißen: den freien Austausch zwischen ihm und dem Menschen, die Vorbedingung aller lebendigen Kultur auf Erden. Aber das ist gerade, was der Mann nicht will. Er will weder diese Freiheit, noch jenes Gleichgewicht und darum auch nicht die Hilfe der Frau. Nirgends habe ich eine bessere Formulierung dieses Gedankens gefunden, als bei der katholischen Dichterin und Schriftstellerin Gertrud von Le Fort. Sie glaubt, daß Gott unwiderstehlich nur schuf durch die beiden Dimensionen des Seins, deren Inkarnation der Mann und die Frau sind, und sie sagt: „In der Mitwirkung der Frau als sponsa seines Geistes erlebt der Mann sein eigenes Schöpfertum als bloße Mitwirkung am Werke des allein schaffenden Gottes.“ Sie schließt: „Der schöpferische Mann, der Gott nicht mehr die Ehre gibt, verkündigt eben sich selbst, er muß dann mit dem Religiösen zugleich praktisch auch das Weibliche in der Kulturlinie ausschalten. Im alleinigen Kulturanpruch des Mannes bricht sowohl nach der immanenten wie nach der transzendenten Linie hin die Totalität des Seins auseinander.“ In andern Worten: der Mann will die richtige Polarität mit der Frau vermeiden, weil sein Instinkt als revoltierendes Geschöpf ihn warnt, daß er diese erst begründen kann, nachdem er seine richtige Polarität mit Gott gefunden hat. Der Mann kann Allein-Schöpfer nur sein in seiner Unipolarität. Und die Frau muß sie annehmen als gottgewollte Autorität. Deshalb schreibt der Mann der Frau die Natur ihrer Weiblichkeit vor und die Grenzen, welche sie zu beobachten hat. Und deshalb erschrickt er, wenn sie sie überschreitet ohne seine Erlaubnis und wenn der andere Existenzpol sich durch sie hindurch Geltung verschafft. Aber indem er sich in freier Aufschwung seinem eigenen Pol hingibt, wird der Mann nicht Meister, wie er erwartet, sondern Sklave. Im gegebenen Augenblick hat er ihn nicht mehr in seiner Kontrolle und wird alsbald zum Opfer aller Dämonen, die sich seiner bemächtigen.

Man hat das Recht zu fragen: darf eine Frau

seinem Manne sein und er soll dein Herr sein.“ Der Mann will nicht den ganz Anderen, er will den männlichen Ewigen Gott. Aber auch die Frau will den männlichen Ewigen Gott. Der Mann muß sich zu Gott bekehren und nachher zur Frau, während die Frau sich zu Gott bekehren muß und nachher zu sich selbst. Man gibt sich im allgemeinen nicht darüber Rechenschaft, bis zu welchem Grad dieser Fluch der Genesiss ein Komplex geworden ist, in der Seele der ganzen Weiblichkeit. Hier liegt das Problem der Frau im christlichen Sinn, und man kann vielleicht hinzufügen, auch im göttlichen Sinn des Wortes.

Ein Komplex heißt nicht in wenigen Tagen und ein Komplex von dieser Ausdehnung heißt nicht in mehreren Jahrhunderten. Vor allem nicht in einer Welt, in der die Männer imstande sind, auf irgend einen Instinkt, eine Ethik, Gesetze, Institutionen aufzubauen und das Ganze zu erben mit der Ueberschrift: Göttliche Schöpfungsordnung. Um solche Komplexe zu heilen, braucht es einen Heiland und um solche Gebilde zu entlarven, braucht es den Sohn Gottes selbst.

Es gibt eine Art von Christen, die nicht müde werden zu wiederholen: Zu was denn? Wir können die Welt und uns selbst nicht ändern. Wir können nichts tun aus uns selbst. Aber das ist kein Grund dafür, andern Drangsale aufzuerlegen, die man selbst keine Sekunde lang dulden würde. Diese Leute neigen auf gefährliche Weise zum Glauben an die Sünde, denn an die Sünde glauben heißt, sie unterhalten. Es ist besser, scheint mir, an die Vergebung der Sünden zu glauben und sie auch anzunehmen, d. h. sie in unserem Leben und in unseren Tagen zu verurteilen. An diese, welche die Vergebung annehmen, wendet sich Jesus Christus, wenn er sagt: „Darum sollt ihr vollkommen sein, gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.“ Dadurch ist uns eine Last auferlegt, eine schwere, aber ruhmvolle Last, weil eingegeben durch seine Verheißung, uns neu zu schaffen nach dem Bilde Gottes. Und von diesem Bilde ist uns im Alten Testament gesagt: „Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn und schuf sie einen Mann und ein Weib.“

Eine Kolonisationsin großen Stiles

war Mère Sabouhey, die von M. de Chabrol, dem Minister Ponts-Philippe's für Marine und Kolonien, nach Guayana geschickt wurde, um an der Zivilisation dieser Kolonie zu arbeiten, die vorher Frankreich nur Enttäuschungen und Unglück gebracht hatte.

Mère Sabouhey begann ihre Arbeit an der Küste Senegambiens, wo sie mit Hilfe der St. Josephs-Schwester Schulen, Spitäl, Aufnahme- und Hilfsstationen gründete. In jenem gefährlichsten Landstrich, an der Küste des Karibischen Meeres, leitete und überwachte sie die verschiedensten Werkstätten und Arbeitsplätze der Zimmerleute, Schmiede, Säger, Schuster, Schreiner, und sie arbeitete selbst mit den Farmern und den Schwestern bei der Pflanzung mit Reis, Mais und Bohnen. Sie führte die Zuckerröhren-Industrie ein; Zuckerraffinerie, um Zucker herzustellen und eine Brennerei für Rum.

Daneben fand diese Frau, die die Kreolen trotz ihrer lässigen Gleichgültigkeit in ihr Herz geschlossen hatte, immer zu allem Zeit. Sie half den Kolonisten bei ihren eigenen Betrieben, sie sorgte für die Pflege der Verkranken und half großzügig bei der Befreiung der Sklaven. Um diese Unglücklichen, die in jeder Art überlastet und gequält wurden, zu retten, war ihr keine Mühe zu viel und keine Gefahr zu groß, nicht die der tropischen Sonne, noch

Sehr geehrte Frau,

Leider war es mir nicht möglich, Ihre uns gestellten Fragen im Vorstand unserer Sektion zu besprechen. Ich muß mich daher begnügen, Ihnen persönlich darauf zu antworten.

Da möchte ich vor allem meiner Verwunderung Ausdruck geben, daß Sie, geehrte Leserin, in der Frage des

Aufhrechtes

und der Fürsorge der Flüchtlinge nur einen Standpunkt kennen, nämlich den: Bietet die Schweiz Fremden Asyl, so kann sie nichts mehr für ihre eigenen Leute tun, zum mindesten schädigt sie diese und entzieht ihnen Brot und Arbeit. — Ich meinerseits möchte Ihnen die Frage zum Überlegen stellen: „Ist es nicht denkbar, daß wir das Eine tun und das Andere nicht lassen?“ Auf jeden Fall ließ sich unser Vorstand, wie er seine Bitte an den Bundesrat richtete, von diesem Gedanken leiten. Und ich glaube, daß viele andere Frauen aus allen Kreisen der Schweiz mit uns darin einig gehen. Ich erinnere Sie nur daran, wie viele Frauen allerorts sich der Emigrantenhilfe ebenso intensiv annahmen, wie der Winterhilfe für unsere eigenen Arbeitslosen oder der Hilfe für die notleidenden Bergbewohner. Sie tun dies aus Nächsten-, aus Menschenliebe, ohne im geringsten daran zu denken, ob diese einfach notwendige Hilfe Arieren oder Nichtariern, Eugenotten resp. Reformierten oder Katholiken, Schweizern oder Nichtschweizern zugute kommt. Für sie sind sie alle arme, notleidende Menschen — Brüder.

Nun möchte ich, so gut mir dies bei der Kürze des mir gewährten Raumes möglich ist, auf Ihre sehr präzise gestellten Fragen antworten. Daß diese Antwort nur sehr unvollständig ausfallen kann, ist klar, bin ich mir doch absolut der Schwere und Kompliziertheit der Probleme, die Sie aufrollen, bewußt, und überzeugt, daß eine allzu knappe Formulierung meiner Antwort allfällig neue Mißverständnisse hervorrufen kann.

Wir haben den Bundesrat um eine möglichst weitherzige Auslegung und Handhabung des Asylrechtes, nicht darum, daß er alle fremden Flüchtlinge oder auch nur einen Teil derselben in unser Land einlade, es ihnen als Heimstätte anbieten solle. Weitherzig (im Gegensatz zu engherzig) den Vorzug des Asylrechtes nicht nur jenen zugute kommen zu lassen, die dank ihrer materiellen Güter überall leben können, sondern auch denen, die um ihrer Ueberzeugungen oder ihrer Rassenzugehörigkeit willen aus ihrem Lande verjagt oder von allem entblößt, flüchten mußten; darum haben wir den Bundesrat. Engherzig schiene es uns, und unserer edlen schweizerischen Traditionen nicht würdig, wenn wir aus Selbstsucht, Kurzsichtigkeit oder Furcht vor mächtigen Nachbarn jenen die Aufnahme verweigerten, die um echt schweizerische Ideale willen, als da sind: demokratisch freibürgerliche Gesinnung, Einsehen für Frieden und Abrüstung, für Recht und Gerechtigkeit auch dem Kleinen und Schwachen gegenüber usw. verfolgt werden und bei uns Zuflucht suchen. Je und je hat die Schweiz solche Flüchtlinge bei sich aufgenommen, nicht nur zur Zeit des „Grand Refuge“ von 1686, sondern auch im vorigen Jahrhundert, z. B. 1848. Internierten und hungernden fremden Kindern bot sie Aufnahme im Krieg von 1870 (Bourbaki-Armee) und während des großen Weltkrieges von 1914/18, und nachher, wo doch auch bei uns Knappheit in allem herrschte. Alle diese Taten der Nächstenliebe und der Opferbereitschaft haben der Schweiz zu ihrem guten Namen verholfen, dessen sie sich bis dahin im Völkerleben erfreute.

Zu Ihrer Annahme, daß in früheren Zeiten

Entweder handelt es sich um eine Annäherung, welche sich nicht selber erklärt, welche man ohne weiteres anzunehmen hat wie ein Mysterium im Sinn von Eph. 5.32, wo Paulus sagt: „Dieses Geheimnis ist groß. Ich spreche aber von Christus und der Gemeinde“.

Oder man gibt dieser Offenbarung einen Inhalt für das wirkliche Leben und dann befindet sich der Mann in der Tat vor einer schweren Last hinsichtlich der Frau, eine Last, die seine Haltung ihr gegenüber von Grund auf verändern muß. Er ist das Haupt der Frau, so wie Christus sein, des Mannes Haupt ist. Totale Aufopferung, absolute Selbhingabe, tiefes Interesse für alles, was das geistige Leben der Frau betrifft, das wird dann zur Grundlage dieser Haltung. Ich stelle mir das vor wie die Beziehungen des Missionars zum Eingeborenen. Der Missionar bemüht sich, diese Welt zu durchforschen, diese fremde Sprache zu lernen. Er studiert die Natur dieses Volkes, um die ihm eigentümlichen Formen zu finden, mittels deren er ihm die Wahrheit seines Glaubens nahebringen kann. Kurz, er sucht fortwährend Anknüpfungspunkte und ohne der Wahrheit Gewalt anzutun, vermeidet er, das Begriffsvermögen des ihm anvertrauten Menschen zu vergrößern. Schwere Last, in der Tat.

Andererseits ist der Eingeborene durch seine Situation und seine verschiedenartige Psychologie eine fortwährende Herausforderung an den Komplex der Ueberlegenheit des Missionars, an sein unwillkürliches Regiment und an seine geistige Sklerose.

Wahrlich, je mehr man darüber nachdenkt, desto mehr scheint einem, daß es eine weise Pädagogik von Gott gewesen wäre, aus dem Mann das Haupt der Frau zu machen. Aber dann soll es auch ein wirkliches Haupt sein, in ganzer Demut vor Gott und dann soll er sein Leben für diese Aufgabe einsetzen.

* Vergl. Nr. 52 vom 24. Dezember.

mensch wünschen mag. Denn das Haus ist da zu einer Art Futural um das Kostbarste, das wir besitzen, um die Seele, geworden. Alle Fugen schließen sich um sie und öffnen sich nur da, wo das Licht von ihr gesucht wird. Und so von der Welt auf das Sanfteste abgegrenzt, befindet man sich hinter diesen Mauern wie in einer weltlichen Klausur. Das Gartengelände wird vom Wind und von Wirtschäften geläutet. Wir aber, in müßiger Neu gierde, den „Niemand“ belächelnd, welcher da spiegelnd sich mit unserer Gartenschelle betätigt, kehren wieder von den Fenstern armdicker Mauern in das Innere der Stuben zurück. Sind verliebt in die halbrunden, niedrigen Räume, die den Weitblick mit dem Verborgen sein so trefflich verbinden, daß man sich immer wieder am Honig der Einsamkeit erlabt und zugleich aber auf zwei von einander gänzlich verschiedene Landschaften herniedersehen kann. Zuerst gegen das Wörtchen zu, von wo der metallene, schwingende Ton kam... Auf die stillste Straße, die man sich denken kann. Eine Glucke fährt ihre Rücken spazieren, „beherrscht“ die Straße, denn da gibt es kein unvorhergesehenes Ereignis. Kommt doch sie kaum ein Mensch des Weges. Die Sonne scheint durch das Smaragdgrün des Grases. So jung ist die Farbe und zart, als sollte sie helfen an der Frömmigkeit ihres eigenen Bildes mitzuwirken, wie in jenen Zeiten, da der Mensch noch von innen her sah, aus dem Halbbunkel seiner Seele und ein Gräselein ihm nicht weniger war als die ganze Welterschöpfung.

Wie auf einem Kupferstich erlebt man das Niedersteigen der Mauern und begegnet dabei alle hundert Schritte einem runden Turm. Man sieht sich gleichsam selber in ihm, wie ein Belagerter, der wohlversehen ist mit allem, was not tut. Und ferne,

Im alleinigen Kulturanpruch des Mannes bricht sowohl nach der immanenten wie nach der transzendenten Linie hin die Totalität des Seins auseinander.“ In andern Worten: der Mann will die richtige Polarität mit der Frau vermeiden, weil sein Instinkt als revoltierendes Geschöpf ihn warnt, daß er diese erst begründen kann, nachdem er seine richtige Polarität mit Gott gefunden hat. Der Mann kann Allein-Schöpfer nur sein in seiner Unipolarität. Und die Frau muß sie annehmen als gottgewollte Autorität. Deshalb schreibt der Mann der Frau die Natur ihrer Weiblichkeit vor und die Grenzen, welche sie zu beobachten hat. Und deshalb erschrickt er, wenn sie sie überschreitet ohne seine Erlaubnis und wenn der andere Existenzpol sich durch sie hindurch Geltung verschafft. Aber indem er sich in freiem Aufschwung seinem eigenen Pol hingibt, wird der Mann nicht Meister, wie er erwartet, sondern Sklave. Im gegebenen Augenblick hat er ihn nicht mehr in seiner Kontrolle und wird alsbald zum Opfer aller Dämonen, die sich seiner bemächtigen.

Man hat das Recht zu fragen: darf eine Frau so den männlichen Geist beschuldigen? Ist es nicht vielleicht sie, welche das Unheil angerichtet hat und welche auf alle Fälle ebenso verantwortlich ist für das Böse in der Welt wie der Mann? Einverstanden. Die merkwürdige Lage der Frau gibt ihr keinerlei Recht, günstiger beurteilt zu werden als der Mann. Jedes Mal, wenn die Frau versucht ist, dem Ressentiment oder dem Groll nachzugeben, soll sie sich nur fragen: Wessen ist der Fehler? Uebrigens eine weibliche Unipolarität — wenn sie möglich ist — wäre eine ebenso ungeheuerliche Pervertierung, wie die männliche Unipolarität, welche wir kennen.

Die Frau hat gesündigt gegen Gott und gegen den Mann, indem sie die Ueberlegenheit des letzteren anerkannte und so ihre eigene Lebensaufgabe verneinte. So hat sie einen Fluch auf sich geladen: „Und dein Verlangen soll nach

unmöglich gebracht werden.“ Mère Jabouhey begann ihre Arbeit an der Aste Senegambiens, wo sie mit Hilfe der St. Josephs-Schwester Schulen, Spitäl, Aufnahme- und Hilfsstationen gründete. In jenem gefährlichen Landstrich, an der Küste des Karibischen Meeres, leitete und überwachte sie die verschiedensten Werkstätten und Arbeitsplätze der Zimmerleute, Schmiede, Säger, Schuster, Schreiner, und sie arbeitete selbst mit den Farmern und den Schwestern bei der Beplanzung mit Reis, Mais und Bohnen. Sie leitete die Zuckerrohr-Industrie ein: Zuckerraffinerie, um Zucker herzustellen und eine Brenneret für Rum.

Daneben fand diese Frau, die die Kreolen trotz ihrer lässigen Gleichgültigkeit in ihr Herz geschlossen hatte, immer zu allem Zeit. Sie half den Kolonisten bei ihren eigenen Betrieben, sie sorgte für die Pflege der Leprokranken und half großzügig bei der Befreiung der Sklaven. Um diese Unglücklichen, die in jeder Art überlastet und gequält wurden, zu retten, war ihr keine Mühe zu viel und keine Gefahr zu groß, nicht die der tropischen Sonne, noch die der wilden Tiere. Sie ging bis zum Neufürsten, sie suchte die Plantagenbesitzer auf, ging zur Polizei, zur Verwaltung, selbst zum Gouverneur und sie ließ nicht nach, bis sie die Unglücklichen zurückgekauft hatte.

Wenn Louis-Philippe Mutter Jabouhey ehren wollte, indem er sagte: „C'est un grand homme“, so stellen wir gerne fest, so schreibt „La Franc-aise“ wie sehr ihr geniales Wesen durch weibliche Züge geprägt war, durch tätige Güte und unerschöpfliches Mitleid.

Was sagt die Leserin?

Antwort an G. F. auf ihre an den Vorstand der Sektion Bern der F.F.F. gerichteten Fragen in Nr. 51 des „Schweizer Frauenblattes“.

uns, die wir in einer Zeit stürmischer Unruhe nach bleibenden Werten Ausschau halten. Denn um die bleibenden Werte für das Menschenherz und das Trachten und Streben der Menschen ist es Stifter zu tun, in diesem Sinne war er als Dichter, wie als Schulmann in Linz — der verständnisvolle, gütige Erzieher, der wie ein Be-ralozzi uns immer noch viel zu sagen hat, wir haben den einen und den andern noch nicht „ausgelesen“.

„Ich bin hier (in Linz) gefesselt, und die goldenen Abener der Stunden rinnen unaufhaltsam dahin und rollen nur in Staub und unfruchtbaren Sand.“ Diese Klage schließt uns Stifters Not auf: sein Lehramt — wie auch die schweren Lebensumstände — erlauben ihm nicht, sein ganzes großes und weites Denken in die Wirklichkeit der geschriebenen Manuskripte und gedruckten Bücher zu projizieren. Dies schon ist ihm ein großer Schmerz. Aber die Dichtung selbst immer wieder sein heiterer Trost allem Schweren gegenüber, von dem die tiefsten Schatten wohl seine unglückliche Liebe zeitlebens in sein Dasein wirft. Ergreifend die Briefe, die er an die Geliebte richtet, die er, nachdem die Verbindung mit ihr sich auflöst, „allein zur Braut seiner Ideen machen und sie fortlieben will bis zu seinem Tod“.

Mit der Dichtung überwindet er den „Zwiepsalt zwischen dem irdisch-vergänglichem und dem göttlich-bleibenden Sinn des Lebens“. Und von dieser Ueberwindung zeugt die strahlende Leuchtkraft und die künstlerische Gelöstheit seiner dauernd gültigen Schöpfungen: Bunte Steine, Nachsommer, Witi. Stifter kennzeichnet sich selbst, wenn er vom „Nachsommer“ sagt: „Dieses Werk hat eine Zukunft, weil es für das gegenwärtige Geschlecht zu tief ist und erst reifen muß; ich habe mich jetzt

ten; darum haben wir den Bundesrat. Eng-herzig schiene es uns, und unserer edlen schweizerischen Traditionen nicht würdig, wenn wir aus Selbstsucht, Kurzsichtigkeit oder Furcht vor mächtigen Nachbarn just jenen die Aufnahme verweigerten, die um echt schweizerische Ideale willen, als da sind: demokratisch freiheitliche Gesinnung, Einsehen für Frieden und Abrüstung, für Recht und Gerechtigkeit auch dem Kleinen und Schwachen gegenüber usw. verfolgt werden und bei uns Zuflucht suchen. Je und je hat die Schweiz solche Flüchtlinge bei sich aufgenommen, nicht nur zur Zeit des „Grand Refuge“ von 1686, sondern auch im vorigen Jahrhundert, z. B. 1848. Internierten und hungernden fremden Kindern bot sie Aufnahme im Krieg von 1870 (Vaubast-Armee) und während des großen Weltkrieges von 1914/18, und nachher, wo doch auch bei uns Knappheit in allem herrschte. Alle diese Taten der Nächstenliebe und der Opferbereitschaft haben der Schweiz zu ihrem guten Namen verholfen, dessen sie sich bis dahin im Völkerleben erfreute.

Zu Ihrer Annahme, daß in früheren Zeiten bei uns größerer Wohlstand, weniger Armut geherrscht habe, sehe ich ein großes Fragezeichen. Ist es nicht so, daß es zu allen Zeiten Reichtum einerseits und Armut und Not andererseits auch bei uns gab? Hat es nicht früher an Stelle der heutzutage genau kontrollierten, eingeschränkten und von Staates wegen unterstützten Arbeitslosen eine Menge Vaganten, Bettler und unbekannte und ungenannte Arme und Hungernde gegeben, deren Prozentsatz vielleicht im Verhältnis zu der damals niedrigen Einwohnerzahl ebenso groß war?

Auch jene Frage, „ob eine Mutter, die nicht genug Brot hat für ihre eigenen Kinder, das Recht hat, fremde Kinder zu Tisch zu bitten“, möchte ich anders gestellt an Sie zurückgeben, nämlich: Glauben Sie wirklich, daß unsere Schweiz eine Mutter ist, die nicht genug Brot

an dem Reinen, das in ihm ist.“ Man könnte Adalbert Stifter sehr zutreffend als dem „Dichter des Reinen“ charakterisieren. Von diesem Reinen, das er in seinen Gestalten und ihren Handlungen seinen Lesern darreicht — im Rahmen einer liebevoll erlauteten äußeren Natur — geht auch das Heitere, Humorvolle aus, das uns Stifter lieb macht. Er hat sich darin an den griechischen Klassikern und an Goethe geschult, und dies allein ist schon ein Versprechen an die Leser.

Sechs Bände seiner herrlichen Briefe hat Stifter hinterlassen. Die vorliegende Ausgabe ist nur ein Auszug daraus. Aber auch nach diesem gekürzten Maß ein Schatz an weisem Erkennen, ein Geschenk an alle, die mit dem Leben ringen. Sie ist eine Fundgrube aber auch für den werdenden und immerfort strebenden Künstler, besonders den Literaten. In Stifters Briefen an seinen Verlegerfreund Dedekast dürfen wir das Werden und Wachsen seiner Werke und die Räte, die sie im bereiten, selber daran wachsend, mitverfolgen. Sie sind im Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen, erschienen.

Adolf Bögglin: Herz und Scherz

Morgartenverlag A.-G. Zürich-Leipzig.

Adolf Bögglin, der Senior unter den Schweizer Schriftstellern, zeigt in dem bunt und froh zusammengestellten Novellenband erneut seine reife Kunst als Erzähler. Unterhaltend reihen sich in diesen Geschichten große und kleine Geschmisse aneinander; das wirkliche Leben lacht und leuchtet aus ihnen. Neben Humor und Heiterkeit kommt die tiefe Besinnlichkeit zum Wort. In jeder dieser Erzählungen schöpft der Dichter aus dem Vorn der Lebensweisheit und der Lebensfreude. J. S.

Bücher

Adalbert Stifters Briefe

Kennen wir Adalbert Stifter noch, oder kennen wir ihn noch nicht, den Langverkannten, den einzigartigen, schöpferischen Geist, der mit den Gipfeln seiner Kunst über die Niederungen der Zeit weit in die Zukunft weist.

Die Briefe dieses edlen Menschen und großen Dichters sind ein wahrhaftes Geschenk an